

## **Predigt von Walter Schmithals zu Psalm 42**

(Datum unbekannt, etwa im Jahr 1962)

### **Psalm 42**

**Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser,  
so schreit meine Seele, Gott, zu dir.  
Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.  
Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?  
Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht,  
weil man täglich zu mir sagt: Wo ist nun dein Gott?  
Daran will ich denken und meine Seele ausschütten in mir,  
wie ich hinging mit dem Haufen zu dem Hause Gottes,  
mit dem Frohlocken und Danken in dem Haufen derer, die da feiern.**

**Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?  
Harre auf Gott! Denn ich werde ihm noch danken,  
dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.**

**Betrübt ist meine Seele in mir, da ich an dich gedenke  
im Lande am Jordan und Hermon, auf dem „kleinen Berg“.  
Deine Fluten rauschen daher, dass hier eine Tiefe und da eine Tiefe brause;  
alle deine Wasserwogen gehen über mich.  
Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte,  
und des Nachts singe ich ihm und bete zu dem Gott meines Lebens.  
Ich sagte zu Gott meinem Fels: Warum hast du mein vergessen?  
Warum muss ich so traurig gehen, wenn mein Feind mich drängt?  
Es ist wie ein Mord in meinen Gebeinen, dass mich meine Feinde schmähen,  
wenn sie täglich zu mir sagen: Wo ist nun dein Gott?**

**Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?  
Harre auf Gott! Denn ich werde ihm noch danken,  
dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.**

Liebe Gemeinde!

Man hat nicht von allen „frommen“ Worten „frommer“ Leute den Eindruck, dass es ehrliche Worte sind. Nicht bei allen spürt man, dass sie von Herzen kommen. Es gibt kalte Worte darunter, berechnete, vernünftige; es gibt leere Worte darunter, geschwätzig und hohlklingend; es gibt kitschige Worte darunter, süßlich und voll von falschem Gefühl. Solche Worte lassen uns kalt und leer. Weil sie nicht von Herzen kommen, sprechen sie auch nicht zu Herzen.

Der 42. Psalm gehört nicht zu solchen Worten. Er bricht aus der Tiefe eines verwundeten Herzens. Wenn wir auch beim Lesen dieser Worte nicht alles verstehen, was sie sagen: Dies haben wir verstanden, dass hier ein Mensch ehrlich spricht. Darum lassen uns solche Worte

nicht kalt. Die Lippen des Beters sprechen die Sprache unseres Herzens. Je mehr aber die Sprache unseres Herzens eine stumme Sprache ist, die niemand außer uns hört und die wir auch bei uns selbst am liebsten oft ganz verstummen lassen möchten, um so tröstlicher und so nötiger ist es, einmal auf solche laut gewordene Sprache unseres menschlichen Herzens zu hören.

Was hören wir?

Wir hören das Herz aus der Tiefe der Gottesferne nach Gott schreien. „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir“. Ein erschütterndes Bild: In der Sonnenglut des südlichen Sommers tritt der Hirsch an die Quelle, die ihm bis zu diesem Tag immer noch das Leben gegeben hat. Sie ist versiegt. Er streckt die Zunge weit vor, aber sie bleibt trocken. So klingt aus der geöffneten Kehle der Schrei der Todesangst. Es gibt keinen Schrei, der so erschüttert wie der Todesschrei der Kreatur. Auch der Mensch stirbt; auch er quält sich mit dem Tode; auch er schreit. Aber bei seinem Schrei ist Wissen um den Tod, ist Hoffnung und Verzagttheit, Trost oder Verzweiflung. Der Schrei der Kreatur ist nur Schrei; in ihm ist es ganz leer.

So schreit unser Herz nach dem fernen Gott, wenn Gott nicht mehr antwortet. Keinem von uns ist solche Sprache seines Herzens fremd. Das Herz schreit nach Leben und bleibt im Tod; es ruft nach Hilfe, aber der Helfer kommt nicht; es ruft nach Gott, aber Gott schweigt. Und wenn Gott schweigt, redet nichts mehr zu dem, der nach Gott fragt. So bleibt nur der Schrei aus jener letzten Leere, jenseits schon von Hoffnung oder Verzweiflung, von Trost oder Trostlosigkeit: der Schrei dessen, der von Gott selbst angefochten wird.

In solcher Leere findet das höhnische Reden der anderen besondere Resonanz: Wo ist nun dein Gott? Wir haben es doch immer gesagt: Man hat nichts von seiner Frömmigkeit. Gottvertrauen macht sich nicht bezahlt. Gottes Hilfe ist eine Einbildung. Man muss doch für sich selbst sorgen und der Tod ist allen gewiss. Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Sage Gott ab und stirb.

Das ist die Stimme der anderen. Sie wollten immer recht behalten in ihrer Unfrömmigkeit. Sie brauchen nicht viel sagen. Wir hören ihre Stimme auch so. Sie spricht nämlich in uns.

Was hast du denn davon, dass du zur Kirche gehst? Nichts! Was kriegst du für deine Mitarbeit? Nur Ärger! Was kommt dabei heraus, dass du nach Gottes Geboten zu wandeln dich bemühest? Dass du dir lauter Steine in den Weg legst! Warum betest du denn noch? Damit dich niemand hört! Den anderen geht es doch auch gut. Was hast du also von deiner Frömmigkeit? Höchstens die Anfechtung! Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Sage Gott ab und stirb!

Warum wagen wir das nicht? Sind wir zu feige zum Unglauben? Wohin sollen wir dann fliehen vor dieser bedrängenden Stimme in der Leere unseres Herzens: Wo ist nun dein Gott?

Der Beter des 42. Psalms flieht in die Erinnerung: „Daran will ich denken und ausschütten meine Seele in mir, wie ich hinging mit dem Haufen zum Hause Gottes, mit Frohlocken und Danken in dem Haufen derer, die da feiern“. Wie schön war das also damals in Jerusalem. Eine große Gemeinde, herrliche Gottesdienste, Loben und Danken. Und in all dem die feste

Geborgenheit in Gottes Hand, der Halt an vielen Brüdern, die Zuversicht eines unerschütterten Glaubens, Freude draußen und Friede im Herzen. Und keine Stimme: Wo ist nun dein Gott?

Hilft es, wenn man aus der Not der Gegenwart in die Erinnerung flieht? Wir können es ja auch tun, wenn immer die Anfechtung uns quält. Wem stünde nicht die Erinnerung an seinen Kinderglauben zur Verfügung? Damals war uns der „liebe Gott“ genauso gewiss und genauso nahe wie die Mutter und der Teddybär, den wir abends mit ins Bett nahmen. Aber was hilft uns das? Wächst die Not der Gegenwart nicht nur noch mit jeder schmerzlichen Erinnerung? Offenbart solche Erinnerung nicht erst recht, was es heißt, seine Seele ausschütten in sich selbst, weil niemand mehr bei uns ist, kein Mensch und kein Gott? Nein, die Flucht in die Erinnerung hilft nicht.

So brauchen wir uns nicht zu wundern, dass der Beter mit seiner Klage noch nicht fertig ist. Wann wären wir jemals fertig mit unserer Anfechtung? Ja, die Klage wird noch kläglich und zugleich noch härter: „Alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich“. Der Beter lebt in den ragenden Bergen des Hermon, wo auch im glühenden Sommer die Quellen des Jordan sprudeln und Erquickung schenken. Aber die Schönheit und Majestät der Landschaft und die Lebendigkeit der sprudelnden Quellen sind für ihn nur ein Gleichnis des Allerschrecklichsten, dass Gott nicht nur ferne, sondern auch gegen ihn ist: „Alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich“. Auch hinter der spöttischen Frage: „Wo ist nun dein Gott“ steht noch Gott selbst und es scheint so, als habe er Lust daran, dem Menschen, der sein Angesicht sucht, eine Fratze zu zeigen.

Was sollen wir tun, wenn wir meinen, Gott sei gegen uns – und wir meinen es doch oft; gibt Gott uns doch Grund genug zu solcher Meinung! – was also sollen wir dann tun? Auch gegen Gott sein? Vor ihm fliehen? Ihm ins Angesicht absagen? Aber was nützt das, wenn Gottes Wasserwogen und Wellen über uns gehen! Als ob wir dem Gott entkommen könnten, der uns verfolgt!

Dann bleibt uns also gar nichts mehr zu tun? Dann bleibt uns nichts als verzweifelte Ergebung oder fromme Resignation? Nein, ein anderes bleibt uns noch zu tun, das Widersinnigste, Paradoxeste, Törichtste und das zugleich Einfachste: zu Gott hinfliehen, der gegen uns ist; die Hand fassen, die sich gegen uns erhebt; ihm in den Arm fallen und ihm sein Wort vorhalten, dass er gnädig und barmherzig und voll großer Güte sein wolle: „Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte und des Nachts singe ich ihm und bete zu dem Gott meines Lebens. Ich sage zu Gott, meinem Fels: Warum hast du mein vergessen?“

So spricht der Beter unseres Psalms und was tut er damit anderes als das Kind, das nach der drohend erhobenen Hand der Mutter greift. Was anderes als dieses Einfachste können wir tun, wenn Gottes Wellen über uns gehen? Ist nicht auch der Ruf „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“ noch ein Ruf zu Gott? Er ist es gewiss!

Überrascht es uns nun, dass die große Klage wieder unterbrochen wird von dem Bekenntnis wunderbaren Trostes: „Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist“? Wie sollten wir, da wir zu Gott flehen, anderes als Trost bei ihm finden.

Gewiss, auch damit ist die Anfechtung nicht zu Ende. Der 43. Psalm, der mit dem 42. eine ursprüngliche Einheit bildet, setzt die Klage fort. Und auch er beendet sie nicht. Er darf sie gar nicht beenden. Denn Glauben heißt nicht, ohne Anfechtung sein. Glauben heißt, in der Anfechtung getröstet werden. Weil der Glaube die Anfechtung überwindet, kann er nie ohne Anfechtung sein. Der Glaube hat beides nötig: die Anfechtung, in der sich der Glaube zeigt, und Gott, ohne den wir in der Anfechtung vergingen. Ohne Anfechtung stirbt der Glaube, wie er ohne Gott stirbt.

Darum gibt es für uns Menschen keinen Weg, auf dem wir die Not unseres Herzens so hinter uns bringen können, dass wir über ihr stehen. Es gibt nur inmitten aller Anfechtung den Weg zu Gott, dem wir noch danken werden, dass er unseres Angesichts Hilfe und unser Gott ist.